

Literaturblatt.

Unter Verantwortlichkeit von **Dr. A. Diezmann.**

Leipzig, den 15. Juli 1843.

Deutsche und französische Sprichwörter.

Die Sprichwörter eines Volkes sind seine „Weisheit auf der Gasse.“ Sie sind kein Erzeugniß der Gelehrtenstube, sind nicht im Gesellschaftsalon entstanden. Kinder des Volkes, erwachsen sie auf dem freien Felde, auf dem Markte, im Gewühle des öffentlichen Lebens. Darum sind sie der unverfälschte Spiegel der Sitte; sie sind gewissenhaft und schmeicheln nicht, sie sind klug, aber klügeln nicht, sie sind herzlich und herzlich, aber packen gleichsam ihre Gefühle nicht in Baumwolle. Ein Zeitalter, das schöpferisch an Sprichwörtern ist, steht noch der Unschuld der Kindheit nahe und hat doch schon die herbe Kraft fester Ueberzeugungen. In der kargen Festigkeit ihrer Ansprüche liegt eine erworbene Ruhe, oft sogar ein Trost, der sich auf Erfahrungen stützt. Aber ihre Schonungslosigkeit ist eine Tugend des Herzens, ihre Schärfe eine durchdringende Klugheit des getreuen Instincts. Sie wandern im grauen Mantel, der gegen Sturm und Regen schützt, über den Markt des Lebens, lehren überall ein, wo es zu trösten, zu rathen, zu warnen giebt, stehen mit dem Manne des Feldes, mit dem Bürger der Städte auf Du und Du, sind in seiner Werkstatt, an seinem Pferde heimisch, sind überall bei der Hand, wo ein Mensch fühlt, weint oder lacht. Selbst an den Thüren der Reichen veräumen sie nicht hart anzuklopfen. Vom Pförtner abgewiesen, klettern sie oft an den Wänden der Paläste in die Höhe, gucken dort dem Bewohner durch's hohe Fenster, oder steigen ihm auf's Dach und fahren unversehens zum Schornstein hinein in sein Kämmerlein. Der reiche Mann, der sich vor der „Weisheit auf der Gasse“ so sicher wähnte, durch Luxus sich so verschanzte hielt gegen die läppische Zubringlichkeit aus der Hefe des Volkes, stößt, wo er's nicht ahnete auf ein Wort aus dem Schagkästlein der untern Stände, und er erschrickt über die unentzliche Macht der schlichten Wahrheit, die, wie die Luft zugänglich, die ganze Welt durchdringt. Man weiß von reichen Herren, denen noch auf dem Sterbebett ein solches Wort einfiel. Hätten sie es früher nicht verschmäht, ihr Leben wäre kein vergebliches gewesen, und nun sie seinen Sinn erkennen, hat die unerbittliche Stunde schon geschlagen. „Ehrlich währt am längsten!“ der schlichte Spruch hat schon manchem die Ster-

bestunde erschwert. „Wo Dein Herz, da Dein Gott!“ Klingt wie Verdamnung, wenn sich das Herz an die Vergänglichkeit der Welt anklammerte und mit ihr nun den eignen Untergang fühlt. „Volkes Stimme, Gottes Stimme!“ Dies Wort ist selbst nur ein Sprichwort, aber es giebt mit diesem naiven Bekenntniß über sich selbst eine Wahrheit, vor der jede Weisheit des Einzelnen verstummen muß.

Die neueste Sammlung deutscher Sprichwörter ist von Wilhelm Körte in Halberstadt; sie erschien vor fünf Jahren in vier Lieferungen. Von J. Benedey, einem deutschen Flüchtlinge in Paris, erschien im Laufe des vorigen Jahres eine interessante Schrift, in welcher der Verfasser die Deutschen und die Franzosen nach dem Sinne ihrer Sprichwörter zu charakterisiren sucht. Diese Schrift mag uns helfen, auf unser Thema einzugehen.

Benedey ist im fremden Lande deutsch geblieben. Aber er schmeichelt seinem Volke nicht, er verkennt aus Vorliebe zu ihm nicht die Eigenthümlichkeit der Franzosen. Ja, er meint, beide Völker seien einander nothwendig; immer sei es ein Weltunglück gewesen, wenn ihre Verschiedenheit in Feindseligkeit ausbrach, statt daß sie ihre Aufgabe, sich in ihren Gegensätzen zu ergänzen, begriffen. Der Franzose für sich in seiner Einseitigkeit vergeude sein Leben, der Deutsche, einseitig für sich, verträume sein Dasein. Das ist Benedey's gutartige Meinung, und mich dünkt, sie gewinnt ihm das Vertrauen der Leser, wenn er die Deutschen und die Franzosen neben einander stellt und sie am Charakter ihrer Sprachen beleuchtet.

Freilich liegt schon in den Grundelementen ihrer Sprachen die Verschiedenheit beider Völker. Gleich die ersten geistigen Bedürfnisse sind bei beiden anders gestaltet. In der Art und Weise, wie der Franzose und der Deutsche seine Hülfswörter gebraucht, ist die Eigenthümlichkeit Beider ausgeprägt. Der passive Deutsche sagt: ich bin gewesen, der active Franzose: j'ai été. Dieser sagt faire faire; jener: machen lassen. Die Aeußerung der Naturelemente ist dem Franzosen eine Thätigkeit, dem Deutschen ein Zustand. Jener sagt: il fait chaud; dieser: es ist heiß. Das ist nicht zufällig. Es geht diese Grundverschiedenheit beider Völker durch ihre ganze Sprache. Ueberall kommt der Franzose gern mit seinem handelnden Zeitwort, wo wir unser Leidendes gebrauchen, jener mit seinem

„haben,“ wir mit unserem „sein.“ Geschichte und Sprache belegen diese Bemerkung.

Interessant ist die Betrachtung, die Benedey an den Gebrauche der Wörter „müssen, sollen und wollen“ anknüpft. Im Franzosen, sagt er, sei das Gefühl des Rechts, im Deutschen das Gefühl der Pflicht vorherrschend. Jener hat in der That keine rechten Ausdrücke für „pflichtmäßig, pflichtwidrig, pflichtvergessen;“ er umschreibt diese Begriffe und sagt: conforme au devoir, contraire au devoir, qui oublie son devoir. Was wir unter „Pflicht“ verstehen, ist durchaus mehr etwas Dauerndes, etwas Zwingendes, als was der Franzose sein dévouement nennt. Sollen und Müssen ist ihm eigentlich dasselbe; er sagt für beides devoir oder er macht das Müssen nicht gern persönlich, nimmt es gleichsam als eine Naturnothwendigkeit und sagt il faut. Er sagt nicht: je faux, ich muß, wie der Deutsche, der gern mit seiner ganzen Person bei der Pflicht und bei der Nothwendigkeit in Dienst geht. Auch machen wir einen hartnäckigen Unterschied zwischen Sollen und Müssen. „Kein Mensch muß müssen!“ sagt unser Lessing in seinem Nathan. Aber sollen muß der Deutsche sehr stark. Unter Sollen verstehen wir das moralische Müssen, ein sittliches Gebot. — Auch für unser Können und Dürfen hat der Franzose nur sein pouvoir. Auf den feinen Unterschied zwischen Wollen und Mögen, — dies letztere drückt eine eigenthümliche Behaglichkeit beim freien Entschlusse aus, — läßt er sich mit seinem vouloir nicht ein.

„Behaglichkeit,“ — das Wort, das ich eben brauchte, — gehört zu denen, die der Franzose weder kennt, noch wiedergugeben vermag. Nur der Deutsche, bei dem Haus und Familie Eins ist, so daß man „Hausvater“ für Familienvater zu sagen pflegt, kennt den Begriff „Häuslichkeit.“ Der Franzose gehört mehr der Gesellschaft, der Deutsche mehr der Familie an. Deshalb hat dieser für alle Bezüge hierauf die entsprechenden Ausdrücke. Zu ihnen gehört „Behaglichkeit,“ den die Wurzel des Wortes ist Hag, die Umhegung des Besitzes in Haus und Flur. Wollte man dem Franzosen deutlich machen, was wir unter Behaglichkeit verstehen, man müßte ihm gleich wieder ein neues Wort vorsehen, das er nicht kennt. Behaglichkeit ist eine Gemüthlichkeit, die sich zwischen den eigenen vier Pfählen so recht geborgen fühlt. Der Franzose hat nichts Entsprechendes für „Gemüth.“ „Er hat Gemüth,“ heißt bei uns: er hat in seinem Innern einen fruchtbaren Boden für alle schönen und erhabenen, tiefen und zarten Gefühle. Gefühle hat der Franzose. Die Gefühle werden von außen angeregt und gehen in ihrer Aeußerung auch wieder nach außen. Wer übertrieben deutsch sein wollte, könnte behaupten, daß Jemand bei allen Gefühlen, die er hat, doch noch gemüthlos sein könne. Der Franzose lacht, wenn man ihm das sagt; was wir hier meinen, liegt wirklich außer seinem Horizonte. Eben so schwer hält es, ihm deutsche „Sehnsucht“ begreiflich zu machen. Désir ardent ist ein heißes Verlangen nach einem bestimmten Gegenstande. Aber das Verlangen, zu wissen, was hinter den blauen Bergen lebt, die wir noch nicht bestiegen, das geheime Verlangen, mit den Schwäl-

ben, mit den Wolken, mit den Sternen hinaus in die Unendlichkeit der Welt zu wandern, diese Mystik des Verlangens, diese Sehnsucht kennt der Franzose nicht. Er ist überhaupt in seinen Empfindungen wenig Romantiker. Die französische Sprache ist reich an Begriffen des Verstandes; die deutsche an Begriffen der poetischen Empfindung. „Bonne“ übersetzt man mit délice, plaisir, jouissance. Aber Lust, Freude, Genuß reichen bei weitem nicht aus, um zu erschöpfen, was deutsche „Bonne“ ist. Bonne ist die Poesie dieser Empfindungen; so wie „Wehmuth,“ was die Franzosen mit douleur, tristesse, affliction nicht erreichen, die Poesie des Schmerzes ist. Jene Musik der Empfindung, die uns beim Worte „Heimweh“ überkömmt, ist unsern Nachbarn auch fremd. „Heim, daheim, heimreisen, Heimath,“ alles das kennt die Unruhe ihrer Seele nicht; auch was wir „heimgehen“ nennen, hat für sie nicht das Trauliche einer Rückkehr in den Schooß des Lebens, dafür hat der Franzose den Vortheil, das Wort „geheim“ in seinen lichtscheuen Untiefen gar nicht zu ahnen. Das „Heimliche“ hat für ihn keine Schrecken, weil er es nicht kennt. Auch „heimtückisch“ ist ihm fremd. Bei ihm ist Alles offen; wir haben sehr viel Ehrfurcht vor allem Geheimen. Compositionen wie „Geheimrath, Geheimsecretair“ u. a. kennen die Unglücklichen jenseit des Rheines auch nicht. Die sonst so ehrlichen und offenerzigen Deutschen sollten sich doch mit Rätthen begnügen, sollten einen Rath für einen wirklichen Rath halten. Aber nein, sie machen sich geheime und nicht geheime Rätthe und machen auch hier noch den Unterschied von wirklichen geheimen Rätthen und nicht wirklichen geheimen Rätthen. Der Franzose versteht auch hier nicht die Musik der Empfindungen, die den Deutschen dabei überkömmt.

Benedey macht darauf aufmerksam, wie arm an Flüchen die französische Sprache ist. Ein „Stern-Hagel-Kreuz-Donnerwetter!“ ist dem Franzosen etwas Unerhörtes; sein Ventre gris! und Ventre bleu! klingt wie lauter Unschuld daneben. Der Franzose handelt vielleicht schon, wo der Deutsche noch flucht, bedarf also nicht mehr der Worte, welche die That ersetzen sollen. Hardi (von hart, herzhast,) und brave erklärt Benedey uns freilich als deutschen Ursprungs, aber sie sind Kinder früherer Zeitalter. Und auch schon in alten Zeiten war der Deutsche der Mann der Bedächtigkeit, nicht der raschen That. Schon daß wir die That weiblichen Geschlechtes nennen, ist ein Verkennen der Manneskraft. „Ein Wort, ein Mann!“ spricht für unsere Gewissenhaftigkeit; aber einem „Volke von Denkern,“ wie Bulwer uns nannte, wird der Uebergang vom Reden zum Thun sehr schwer.

Les effets sont le mâles,

Les paroles les femelles!

Dies ist das richtige Geschlechtsverhältniß von That und Wort. Wir sagen: „Eile mit Weile! — Was Eine Stunde nicht thut, thun zwei! — Gut Ding will Weile haben! — Erst wieg's, dann wag's. — Was lange währt, wird gut!“ Freilich können wir wohl aus Erfahrung sprechen: „Hoffen und harren, macht manchen zum Narren!“ Der Franzose hat solch Sprich-

wort nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er es nicht nöthig hat. Und daß wir uns jenes Wort zurufen müssen, hebt noch nicht das Gewicht unserer Warnung auf:

„Vorgethan und nachbedacht,
Hat manchen in groß Leid gebracht!“

Wo es dem Deutschen zu lange wird, hat er doch noch einen Trost bei der Hand; er sagt: „Lange ist nicht ewig!“ und verspottet vielleicht gar den Franzosen mit seinem Denk spruche:

„Vorne fir
hinten nir!“

Der Franzose ist in seiner Sprache, wie in seiner geschichtlichen Entwicklung der Mann der Entschiedenheit; sein kräftiger Wahlspruch ist: Rien ou bien! Dabei reizt ihn das Neue. Er sagt: Au commencement tout est beau! Wir dagegen sagen: „Alles Anfang ist schwer! Beide Sprichwörter bezeichnen in ihren Gegensätzen außerordentlich richtig beide Volkseigenthümlichkeiten. Die rasche Thatkraft und die gewissenhafte Gründlichkeit sind Elemente im Völkerverleben, die man nie einseitig entwickelt, sondern stets in lebendigem Austausch begriffen sehen möchte.

Wenn man es sich zum Geschäft macht, die moralischen Eigenschaften beider Völker sich an ihren Sprichwörtern zu erläutern, so muß man sich doch hüten, nicht zu weit darin zu gehen, nicht zu eigensinnig an Zufälligkeiten einen Nachweis finden zu wollen. Benedey verfällt wohl zuweilen aus Eifer in diesen Fehler. Das Sprichwort ist oft historisch entstanden, ver dankt seine Entstehung einem Vorfall, der nicht selten einem Zufalle ähnlich sah. Mit dem Gebrauche im gemeinen Leben wurde das bon-mot allgemeines Eigenthum, hört aber mit diesem in seiner Gültigkeit auf, ist also kein dauernder Beleg für die stetige Eigenthümlichkeit des Volkes. Die Wahrheit mancher Sittensprüche ist also zeitlich bedingt und was nicht mehr im Munde des Volkes lebt, kann nicht mehr ein Zeugniß für dessen moralische Beschaffenheit sein. Das ritterliche Zeitalter z. B. hatte seine ritterliche Denkungsart. Als das Hofleben in Frankreich die Volkssitte verdrängte, mußte sich danach das bon-mot der Gesellschaftswelt richten. Und manche deutschen Denk sprüche verrathen in ihrer Rohheit die Entstehung in einer Zeit, wo Pfaffen und Junker die Zielscheiben eines Spottes waren, in welchem sich das unterdrückte Bürgerthum Luft machte. Als dasselbe mächtig wurde, bedurfte es der groben Schimpfwörter nicht mehr, die Thatfachen erlebigen das Sprichwort und dies verlor seine Geltung. Ich will nur damit sagen, daß Sprichwörter ihre Epochen haben, so gut wie Moden und Sitten, nicht also ein für alle Mal für eine Volkseigenthümlichkeit Bürgschaft leisten.

Mit weit mehr Glück darf man im Bau und Gebrauch der Sprache selber den Charakter der Nation suchen. Was im gemeinen Leben gäng und gäbe bleibt, ist auch noch gültig. Der Gebrauch der gewöhnlichen Wörter und Wendungen, wie er Tag für Tag sich weiterpflanzt, ist hier wichtiger. Der Franzose hat z. B. bis auf den heutigen Tag kein Wort für „Bote“

gehabt. „Völlerei“ und „Schlemmerei“ giebt er viel feiner mit gourmandise und gastronomie. An Wörtern des Vergnügens ist er sonst keinesweges arm; plaisir, joie, délectation, délice und délicies (mit Verschiedenheit in der Einzahl und Mehrzahl) agrément, divertissement, amusement, jouissance, jouissance, récréation — sind eine Fülle von Ausdrücken, gegen welche unsere Sprache zu allen Zeiten arm blieb, und von der sie oft genug entlehnte, um die eigne Dürftigkeit zu decken. Eben so reich ist die französische Sprache an Ausdrücken für Scherz und Spott; ruse, fourberie, friponnerie, moquerie, raillerie, persiflage, ironie, sarcasme — geben eine Menge von Schattirungen, die uns fehlen.

Man spricht soviel von der Armuth der französischen Sprache. Man hat sachlich ganz recht; allein man vergißt, daß dem französischen esprit aus dieser Armuth ein Reichthum erwächst, indem sie ihn zwingt, im Gebrauche des Wenigen, was er hat, fein und erfinderisch zu sein. Aus der Armuth der Wörter und dem Reichthume der geistigen Beziehungen entstand der Witz der Franzosen mit den tausend Doppelsinnigkeiten, an denen der Geist sich schärft und ergötzt.

Interessant ist es, zu beobachten, wie verschieden sich der Franzose und der Deutsche in seinen Empfindungen und Ausdrücken zur Natur stellt. Jener hat wenig Naturförmigkeit; die Naturromantik ist ihm ganz fremd. Er hat nicht einmal ein Wort für „Abendröthe.“ Man lese ganze Abschnitte in unserem Jean Paul, wo er sich über „Abendröthe“ ergießt, und man fühlt, wie der Franzose für eine ganze Tonlage unseres Empfindens gar keine Empfänglichkeit hat. Seine Sprache behilft sich sehr karg, wo es die Erscheinungen in der Natur gilt. Er hat temps für „Zeit“ und „Wetter,“ éclair für „Blitz“ und „Wetterleuchten,“ fleur für „Blüthe“ und „Blume.“ Und welche Gefühlschwelgerei erfaßte den Deutschen, als er den Blumen Namen gab und ihnen zurief: „Vergißmeinnicht,“ „Je länger je lieber!“ In die ganze Natur trägt er sein Empfinden hinüber und läßt sie Theil haben an seinem Herzen. Die „Passionsblume“ ist für ihn ein feierliches Symbol. „Waldblöthen, Wiesenglöthen, Waldmeister, Tausendschön, Rittersporn“ — hätte unsere Sprache diese Wörter nicht schon gehabt, Tieck und Jean Paul würden sie in ihren Dichtungen erfunden haben, wie jener das Wort „Walbeinsamkeit“ erfand. Es sind die Schwärmerieen der Jünglingsperiode, in welcher das Gefühl unsere Sprache bereicherte. Der Franzose hat diese Epoche so wenig, daß er nicht einmal ein Wort für „Jüngling“ hat. Jeune homme ist nur ein Mann im verkleinerten Maßstabe.

Und wie reich ist unsere Sprache als Echo der Naturtöne! Der Wind säuselt, die Lüfte wehen, der Sturm braust und saust, die Quelle rieselt, der Strom rauscht u. s. w. Auf alle diese Unterschiede achtet das Gemüth. Dagegen achtet der Verstand der Franzosen auf praktische Verschiedenheiten. In der Bezeichnung der Fruchtgattungen ist die französische Sprache weit reicher, weit bestimmter. Für die süße Kirsche z. B. hat sie ein eignes Wort: guigno, für die saure: cerise.

Für Rübe (navet) hat sie neue Benennungen jeder Classe; betterave für rothe Rübe, carotte für gelbe u. s. w. Also für den Nutzen hat der Franzose mehr Sinn, wir mehr für Schönheit. Der Franzose beschäftigt sich lieber mit den Früchten, während wir über den Blüten schwelgen.

Feuilleton.

Walter von Göthe. Sind nicht die Deutschen ein eigenthümliches, höchst schwieriges Volk! Da feiern sie hier und dort noch immer gewissenhaft und regelmäßig des alten Göthe Geburtstag, und sinnend darüber nach, wie sie die Feier würdig begehen wollen, ob mit Mittags- oder Abendtafel, und dichten Prologe und Epiloge für die Bühne, von der sie seine classischen Gestalten verbannt haben. Thalia und Melpomene, von Längzerinnen darge stellt, stehen dabei auf Einem Beine und neigen sich vor der bekränzten Büste des olympischen Alten. Jetzt geht man wieder in Frankfurt daran, ein solches Göthe-Fest zu feiern. Daß einer der beiden Enkel des Dichters mit seinem musikalischen Talent den 28. August ausstatten könnte, daß es angemessen wäre, eine große Oper von ihm, die dritte bereits, die er schrieb, seinen „Enzio,“ an solchem Tage in Scene zu setzen, daran denkt Niemand in dem guten gründlichen Deutschland. Ehret die Todten, indem Ihr den Lebenden das Leben möglich macht! Eine Oper des Enkels Göthe am Geburtstage des alten Dichters wäre doch in der That die würdigste Feier. Das heutige Geschlecht könnte den Manen Göthe's damit den Beweis liefern, daß es ihm mit dem Eifer für die Kunst Ernst ist und nicht erst auf den Tod wartet, um das Talent leben zu lassen.

Ueber Scribe lesen wir in Nr. 24 der „Grenzboten“ einen vortrefflichen Artikel von der Feder eines scharfen, aber durchaus vorurtheilslosen Beobachters, der alle Epochen seines Autors kennt und uns ein getreues Gesamtbild von ihm liefert. In den zwanziger Jahren findet der Verfasser des Aufsatzes die Blüthe Scribe's. In dieser Zeit war Scribe der unumschränkte Herrscher des Theaters Gymnase und des Publicums von Paris. Er schrieb damals leichtfertig, üppig, anstößig, aber immer grazios, lachend, fröhlich spottend, immer wußte er mit dem glücklichsten Tacte den Sieg des Zufalls über den Ernst des Lebens, den Sieg kleiner Mittel über große Zwecke zu feiern. Das ist ohne Zweifel die Aufgabe des Lustspiel dichters. Den Sieg über alle Parteien feiert bei Scribe das Geld; und diese Triumphe der Geldmacht in unseren Tagen schilderte er mit lautem Lachen, mit Spott, aber doch so, daß er dem Sieger Recht giebt. Scribe ist in den Stücken seiner damaligen Periode leichtsinnig, schlüpfrig, aber noch nicht

so verderblich wie in seinen letzten. Die Julirevolution brachte einen andern Gehalt in die Gesellschaft Frankreichs. Scribe wurde einige Jahre hindurch verdrängt. Dann drang er wieder durch. Die Stücke seiner letzten Periode persifliren die politischen Bestrebungen. Scribe macht alle Parteien lächerlich, indem er ihnen gemeine Motive unterschiebt. Royalisten und Demokraten, der Gelbadel und der Geburtsadel, Alles trägt in den Schilderungen des lächelnden Satyrs hinter seinem Glaubensbekenntnisse, das nur zum Aushängeschild dient, den Egoismus der Gemeinsucht verborgen. Dadurch wirkt Scribe unendlich mehr unsittlich als durch die schlüpfrigen Scenen seiner frühern frivolen Richtung. Es wird Niemand so thöricht sein, Scribe's bedeutendes Talent zu läugnen. Er ist das Genie seiner Epoche, aber die Epoche ist nicht bedeutend. Er ist das Genie der Blasfirtheit, und die schlaffe Gleichgültigkeit, die keinen Glauben hat an den sittlichen Ernst der Lebensrichtungen, ist die Seele seiner glänzenden Komödien.

Die italienische Sängergesellschaft, welche längere Zeit im Königsstädter Theater in Berlin spielte, giebt seit einigen Wochen in Leipzig mit großem Beifall Vorstellungen. Neben der gefeierten Assandri zeichnet sich namentlich ein noch sehr junger Mann, Italo Gardoni aus, dem die Natur eine Tenor-Stimme gegeben hat, wie man sie selten hört. Man wünscht vielfach, der jugendliche Sänger mit der wunderbar schönen Stimme möchte für Leipzig erhalten werden. Leider steht aber Gardoni in einem Verhältnisse zu einem Manne, das es ihm unmöglich macht, über sich selbst zu verfügen. Dieses Verhältniß, das in Italien häufig vorkommt, hat für unser Gefühl etwas Unwürdiges, indem es an Sklaverei erinnert. Der Sänger kann nur von seinem Impressario an die und jene Bühne abgegeben werden. So ist Gardoni auf zwei Jahre an dem Theater della Scala in Mailand, dann wieder wo anders hin engagirt. Er erhält eine gewisse Summe, während der Mann, der über ihn verfügt, die Gage bezieht und dabei wahrscheinlich bedeutend gewinnt. Es giebt in Italien Personen, die ein Geschäft daraus machen, Kinder mit schönen Stimmen auf Speculation für den Gesang ausbilden zu lassen, um später durch Vermietten und Verkaufen dieser jungen Leute Geld zu verdienen. In Paris lösete kürzlich das Gericht das ähnliche Verhältniß eines Sängers, weil ein Unmündiger sich nicht auf solche Weise binden könne.

In Dresden starb am 25. Juli der sonst viel gefeierte, jetzt fast vergessene Dichter Friedrich Kind, als eben in dem Theater die 112. Vorstellung seines Freischütz stattfand. Begraben wurde er am Tage des Redactionswechsels der Abendzeitung, die er 1817 mit Hell gegründet hatte. Er war am 4. März 1768 in Leipzig geboren.